

drei Aufgaben: es soll für jedermann lesbar, eine Bestandsaufnahme des Stiftes in der heutigen Zeit und schließlich ein repräsentatives Werk sein. Alle drei Aufgaben sind voll erfüllt. Diese Festschrift stellt ein sprechendes und würdiges Dokument für das große Jubiläum dar. Dem Stift gelten unsere Glückwünsche für einen weiterhin segensreichen Weg in ein weiteres Jahrhundert des Bestandes und ins dritte Jahrtausend des Christentums!

Linz

Peter Gradauer

LOIDL FRANZ (Hg.), *Aspekte und Kontakte eines Kirchenhistorikers. Kirche und Welt in ihrer Begegnung.* (Wiener Beiträge zur Theologie 52) (230.) Dom-V., Wien 1976. Kart. lam. S 260.—, DM 37.50.

Diese Festgabe zum 70. Geburtstag des nunmehrigen Emeritus der Kirchengeschichte (Wien) bringt fast durchwegs klassische Detailforschung, so daß eine zünftige Rez. einfach ausufern würde, obgleich Themen wie Durchführung zu einer Diskussion durchaus reizen. Ich möchte daher nur eine unvollständige und notwendig oberflächliche Charakterisierung einzelner Beiträge wagen. Die autobiographischen und zeitgeschichtlichen Beiträge des Jubilars sind eine Art Denkmal und werden von all denen gern gelesen werden, die ihn schätzen und verehren. Dem Seelsorger Loidl ist *Abraham a Sancta Clara* ein zweites Ich geworden.

J. Lenzenwegers Abhandlung über einen Erzbischof und Pfründenjäger des 14. Jh. beeindruckt durch stupende Quellenkenntnis und minutiose Gelehrsamkeit. Der Leser vermutet nur gelegentlich den Schalk zwischen den Zeilen und weiß manchmal nicht, wie ihm geschieht. Die Beweisführung von I. W. Frank, daß der Wiener Konziliarismus des 15. Jh. nicht wesentlich ernster genommen werden soll als ein politisches Instrument, hat mich eigentlich sehr überzeugt. H. Größings reichen Artikel über den Hexenwahn liest man mit großem Interesse. Man müßte einmal eine Arbeit über Hexenwahn und Gegenreformation schreiben. Über die Wurzeln dieses Aberglaubens teile ich vielfach nicht die Meinung des Vf. und finde die Darstellung im einzelnen anfechtbar. Der militärgeschichtliche Beitrag von L. Jedlicka erschien mir methodisch bemerkenswert (Artefaktmethode, Feldforschung) und kommt vor allem nostalgischen Gefühlen für Kakanien entgegen. Auch die quellenkritischen Aufsätze von A. H. Benna (Haus-, Hof- und Staatsarchiv) und A. Staudinger fand ich registrierungswürdig.

Regensburg

Gerhard B. Winkler

F U N D A M E N T A L T H E O L O G I E

VOBBE GERHARD, *Jesus Christus — Erfindung oder Wirklichkeit?* (Abh. z. Phil., Psych., Soziol. d. Religion u. Ökumenik, hg.

v. J. Hasenfuß, NF 33) (241.) Schöningh, Paderborn 1976. Kart. DM 32.—.

V. versucht aus fundamentaltheologischer Sicht, d. h. unter Heranziehung exegetischer, philosophischer, religionsgeschichtlicher und theologischer Erkenntnisse, die „Unerfindbarkeit Jesu Christi als Erweis seiner göttlichen Sendung nachzuweisen“ (11). Die Kategorie der Unerfindbarkeit setzt dabei einerseits ein Wissen um das voraus, was dem Menschen als Menschen kraft seines Wesens (und seiner Erfahrung) nicht zukommt und was — nicht als ideale Synthese (Mythus) — andererseits in einer geschichtlichen Gestalt historisch glaubwürdig nachweisbar in Verbindung mit echt Menschlichem begegnet. Sowohl die Apologetik als auch die Exegese, die von Christen betriebene vergleichende Religionsgeschichte und die Christologie arbeiten in bezug auf Jesus von Nazaret, seine Botschaft und sein Schicksal, von jeher mit den Kategorien des Ungewöhnlichen, Unvergleichlichen, des Einmaligen, des Paradoxen und der paradoxen Synthese von Allmachtanspruch und geschichtlichem Wirken. Eine grundlegende, überzeugende, sowohl historische, und das heißt exegetische, als auch systematische Gesichtspunkte bewußt reflektierende Untersuchung aus fundamentaltheologischer Sicht fehlte bisher. Schon von hier aus kann diese Untersuchung mit breiter Aufmerksamkeit rechnen.

V. reflektiert zunächst ausführlich in knappen, alle wesentlichen Gesichtspunkte bedenkenden Kap. über die Kategorie des Unerfindbaren als philosophisches und methodisches Problem, wobei er von der Anlage des Menschen auf echte metaphysische Transzendenz als Ansatzpunkt anthropologischer Art ausgeht. Er bestimmt diese Transzendenz als eine leere, offene, sich selbst nicht genügende, das Gegenüber höchstens ahnende Grundgegebenheit. Dadurch erfährt sich der Mensch zugleich als unvollkommenes, der Geschichte unterworfenes, unerfülltes Wesen. Von dieser Grenzerfahrung her ergibt sich der Ansatzpunkt für das „Unerfindbare“. Es ist die Selbsterfahrung und Verhaltensweise eines Menschen, dessen Wesensmitte von der Begegnung, ja von einer dauernden inneren Verbindung mit dem Absoluten, mit Gott geprägt ist. Dieses Unerfindbare ist daher auch mit dem Begriff des Geheimnisses bezeichbar. Dieses Unerfindbare muß sich dabei sowohl ausweisen als nicht vorher real Ausdenkbare, aber auch als etwas, das eine neue, gültige Sinnantwort auf die Existenzfrage des Menschen zu geben vermag.

Daß dies für Jesus von Nazaret tatsächlich zutrifft, zeigt V. sodann im Hauptteil seiner Arbeit auf an dessen Reich-Gottes-Botschaft, an der Forderung zur Nachfolge, an der Liebespredigt, am Heilbringeranspruch, an seinem Selbstbewußtsein, näherhin daran,

daß Jesus kein Abstandsbewußtsein Gott gegenüber hat, daß er Sünden vergibt und daß er sich selbst über die Naturordnungen des Lebens: Familie, Kinder, ja auch über das Leben seiner Anhänger stellt. Er setzt die wichtigsten Ergebnisse der Exegese voraus und schaut auf das Gesamtbild, das diese Forschungsergebnisse von Jesus ermöglichen. Es ist ihm dabei grundsätzlich recht zu geben in der Feststellung (im Anschluß an H. U. von Balthasar), daß es auf Farbenblindheit beruhe, die Einmaligkeit und Unerfindbarkeit der Heilbringergestalt Jesu nicht zu sehen und statt dessen „mit professoralen Facettenaugen am biblischen Befund herumzirkoskopieren“ (143). Er gibt jedoch gleichzeitig zu, daß sein Ergebnis der Ergänzung noch bedürfe, besonders in Hinsicht auf die Antworten Jesu zu den Problemen der menschlichen Grenzerfahrungen, besonders den Tod, auf die Einzigartigkeit Jesu in religiös-phänomenologischer Hinsicht und besonders auf das „Ereignis“ der Auferstehung. Weitergehende exegetische Untersuchungen zum Proprium Jesu können hierfür entscheidende Erkenntnisansätze liefern. Sicherlich hat V. recht, wenn er meint, der Aufweis der Unerfindbarkeit Jesu ergänze wesentlich die traditionellen Beweise der Fundamentaltheologie, die sog. philosophisch-historische Glaubensbegründung und die Immanenzapologetik.

Zwar wäre im einzelnen exegetisch und bibeltheologisch vielerlei anzumerken, jedoch würde dadurch das Gesamtergebnis und vor allem der Ansatz nicht in Frage gestellt. Insgesamt leistet diese Untersuchung auch dem Exegeten und Bibeltheologen einen notwendigen Dienst, indem sie ihm hilft, das Phänomen Jesus methodisch umfassender zu reflektieren und philosophisch-theologisch ganzheitlich abzuwegen. Dieser Ansatz führt die Forschung wirklich weiter.

Passau

Otto Knoch

FITZGERALD M. / KHOURY A. TH. / WANZURA W. (Hg.), *Moslems und Christen — Partner?* (Islam und westliche Welt, Bd. 1) (205.) Styria, Graz 1976. Kart. lam. S 180.—, DM 25.—.

„Der 1. Bd. will mit einer Einführung in die Denk- und Lebenswelt der Moslems zunächst die Grundvoraussetzungen zum Verstehen des Islams schaffen. Daneben wird ein Bericht gegeben über den aktuellen Stand der Beziehungen, betrachtet vor allem aus moslemischer Sicht. Die folgenden Bde. werden dann jeweils besondere Aspekte des Islams erschließen“ (10—11). Um einen Überblick über das Gebotene zu gewinnen, seien die Kapitelüberschriften angeführt: Der Islam als religiöses Phänomen — Der Koran und die islamische Theologie — Einleitung zum Lesen des Korans — Zum islamischen Gesellschaftssystem — Möglichkeiten einer Ökumene

zwischen Christentum und Islam — Islam und Dialog — Bibel und Koran — Situation der Moslems in Deutschland. — Diese Themen werden von 8 Autoren bearbeitet. Daher könnte man die neue Reihe „Islam und westliche Welt“ der Gattung der informativen Zeitschriften zurechnen. Am aufschlußreichsten ist daher der Artikel über die Beziehungen zwischen der r.-k. Kirche und dem Islam: „Der Islam hat sein Ja zur Allianz mit der römisch-katholischen Kirche gesagt, das beweisen die Gespräche und Vereinbarungen des Jahres 1974, das eine Wende in den Beziehungen zwischen „Krummstab und Kalima“, zwischen Moslems und kath. Christen gebracht hat“ (137). Dagegen seien die Kontaktgespräche mit den protest. Kirchen auf den Nullpunkt herabgesunken. Die systematischen Kapitel informieren zwar allgemein, im besonderen müßte man aber etliche Fragezeichen setzen. Immerhin ist es zu begrüßen, daß ein solches Buch erschien, um über ein Problem zu informieren, das heute viele Geister bewegt. Da mehrere Bände geplant sind, sollen einige Desiderata ange meldet werden:

a) *Umschrift der arabischen Wörter*: Zwar wird eine Tabelle zur Umschrift der arabischen Buchstaben gebracht (14), der Text selbst bringt aber ein Misch-Masch französisch-englischer Transkriptionen. Bei einer deutschen Ausgabe sollte man sich doch an die in deutschsprachigen Publikationen übliche Umschrift halten, wie sie etwa im *Lexikon der arabischen Welt*, Artemisverlag 1972, S. IX angegeben wird. Auch die Koranausgabe von R. Paret, nach der die Suren zitiert werden, hält sich an diese Umschrift.

b) *Die Namen der Suren* (76f): Hier berufen sich die Hg. eigens auf Paret; doch die Schreibweise der Namen hat mit Paret überhaupt nichts zu tun. So wird der arabische Artikel *al* dem Wort nachgesetzt; folgerichtig hätte man das gleiche auch in der deutschen Übersetzung tun müssen. — Obwohl der Kehllaut Ajin angegeben wird (14), wird er in der Transkription nirgends verwendet. Dazu ist eine Menge von Schreibfehlern zu vermerken; Sure 41 heißt nicht *fushshilat* sondern *fussilat*, Sure 15 nicht *Al-Hyr* sondern *al-higr*, usw.

c) Ferner hätte man in der Übersetzung der ursprünglich wohl englisch oder französisch verfaßten Artikel auf die übliche deutsche Sprachweise achten sollen; etwa statt Omaijad-Ottoman-Kalifen (58), die Omaijaden oder die osmanischen Kalifen. Schließlich stellen wir zur Frage, ob man statt Moslems nicht schlicht und einfach Muslime sagen sollte.

Diese Schönheitsfehler könnten leicht vermieden werden, was den weiteren Bänden sicher zugute käme.

Graz

Claus Schedl